



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schliemanns Ausgrabungen und Ägypten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Paragraphen nachträglich leicht finden. Fehlt es aber an jenen Eigenschaften, dann können alle Paragraphen nichts helfen. Zum richtigen Korporationsgeiste können sie es vorläufig schon deswegen nicht leicht bringen, weil sie ihre Kräfte in Duzenden von Vereinen zersplittern. Und die freisinnige Presse befördert diese unnatürliche Auseinanderreißung des Zusammengehörigen nach Kräften, indem sie unablässig den Satz predigt: Es giebt keine Stände mehr. Welcher Unfinn! Als ob der Arzt, der Müller und der Schornsteinfeger dadurch, daß sie vor Gericht und in der Staatsverfassung gleichgestellt werden, aufhörten, Arzt, Müller und Schornsteinfeger zu sein!



Schliemanns Ausgrabungen und Ägypten



Im achten Jahre der Regierung Rhamses des Dritten drohte dem alten Ägypten eine große Gefahr. Nachdem das Land schon seit Jahrzehnten durch die Einfälle fremder, bis dahin unbekannter Völkerschaften beunruhigt worden war, kamen damals (im dreizehnten Jahrhundert v. Chr.) neue Gerüchte von einem feindlichen Heer und einer großen Flotte, die sich von Norden her dem Nile näherte. Der erste Stoß der Angreifer traf das Chetareich im nördlichen Syrien. Wenige Menschenalter früher hatten noch die Cheta den Eroberungsgelüsten Rhamses des Zweiten, „des Großen,“ nicht ohne Erfolg widerstanden. Vor dem Ansturm dieser Völkerwanderung brach ihr Reich zusammen. Denn nicht ein Raubzug, eine wirkliche Völkerwanderung war es, was damals von Norden nach Süden drängte. Es waren „die Völker, die von ihren Inseln im großen Meere gekommen waren“ und die nun, wie die ägyptische Inschrift sagt, das Land bis zur Vernichtung heimsuchten, mit Ruder- und Segelschiffen am Strande hinfahrend, auf schwerfälligen Ochsenkarren zu Lande Weib und Kind mit sich führend: die Schardana, Danauna, Turuscha, Schakaruscha und andre Stämme. Nach der Niederwerfung der Cheta war das reiche Nilland ihr Ziel. Aber schon hatte der Pharao seine Kriegsmacht zusammengezogen und rückte den Feinden mit zahlreichen Schiffen und einem starken Heere bis an die Ostgrenze seines Reiches entgegen. Die Schlacht wurde zu Wasser und zu Lande geschlagen und endete mit der Niederlage der Angreifer.

Seit dem Bekanntwerden der großen Inschrift im Tempel von Medinet-Habu, wo Rhamses der Dritte seinen Sieg durch Schrift und Bild verherrlicht

hat, ist über die Deutung der Namen jener Völkerschaften gestritten worden. Schon die ersten Gelehrten, die sich damit beschäftigten, glaubten in den Schardana die Bewohner von Sardinien erkennen zu dürfen, in den Danauma die Danaer und in den bei einem frühern Einfall erwähnten Aqaiwascha und Turscha die Achäer und Tyrsener oder Tyrrhener, d. i. die Etrusker. Es muß zugegeben werden, daß man in der Deutung dieser Völkernamen zu weit gegangen ist. Besonders die Gleichsetzung der Schardana und Turscha mit den westlichen Sardinern und Etruskern ist nicht zu rechtfertigen. Auch diese Stämme werden gleich den Danaern ihre Wohnsitze am Ostbecken des Mittelmeeres gehabt haben. Von den Tyrrhenern berichtet Herodot, sie hätten auch in Thracien gewohnt, und dieser Bericht hat erst vor kurzem durch die Aufindung einer alten Iemnischen Inschrift eine unerwartete, aber unzweifelhafte Bestätigung erhalten; und wo die Schardana ihre Heimat hatten, darauf deuten Namen wie Sardes hin. Es waren Kleinasiaten, Bewohner Griechenlands und Inselgriechen; wie Rhamses der Dritte selbst sagt — und er konnte es von den zahlreichen Kriegsgefangnen wissen: sie kamen „von ihren Inseln im großen Meere.“

Diese Inschrift des Rhamses eröffnet uns einen wunderbaren Einblick in das Dunkel, das über den Völkerbewegungen und Völkerverbindungen des zweiten vorchristlichen Jahrtausends liegt. Komnten sich damals zahlreiche Stämme Kleinasiens und Griechenlands zu einem gemeinsamen Angriff auf Ägypten vereinigen, so müssen diese Küstenländer in engem Verkehre gestanden haben. Anstatt der Abgeschlossenheit, die für diese frühen Zeiten behauptet wird, anstatt eines Kampfes aller gegen alle sehen wir das Ostbecken des Mittelmeeres wie etwas Gemeinsames in die älteste Geschichte eintreten, als ein Gebiet, dessen Küsten durch zahlreiche Fäden unter einander und mit den großen Kulturstaaten des Ostens verbunden sind. Denn jener Zug nach Ägypten darf nicht als ein vereinzeltcs, jeder Vorbereitung und jeglicher Nachwirkung entbehrendes Ereignis aufgefaßt werden. Überall sind dem ersten feindlichen Angriff friedliche Verbindungen vorausgegangen und, wenn das Unternehmen scheiterte, gefolgt.

Wer das ägeische Meer aus eigener Anschauung kennt, den konnte der Nachweis jener frühen Völkerbewegungen überraschen, die geschichtliche Tatsache selbst nicht. Nur im Arbeitszimmer und auf dem Atlas orbis antiqui erscheint die reiche Inselwelt des Archipelagus und die gastliche Küste Phöniziens durch ein weites Meer getrennt. Dem Schiffer, der vom Hellespont hinaufsegelt, sind schon an der Ausfahrt aus der Meerenge die Berge von Imbros und Lemnos in Sicht; wie auf vielbefahrener Straße zahlreiche Herbergen Unterkunft bieten, so hebt sich Insel an Insel aus der Flut bis nach Kreta hinüber, und an der Südküste Kleinasiens scheinen die großen Inseln Rhodus und Cypern gleich zwei Leuchttürmen den Weg nach Osten wie nach Westen

hin zu weisen. Nicht das ist wunderbar, daß die Bewohner dieser Küsten schon in den frühesten Zeiten eng verbunden waren; wunderbar wäre es, wenn es nicht so gewesen wäre.

Es gab in der Altertumswissenschaft unsers Jahrhunderts eine Zeit, wo man, von ähnlichen Erwägungen ausgehend, am liebsten die ganze Bildung und Gesittung Griechenlands aus Agypten hergeleitet hätte. Der Gegensatz gegen diese alles Maß überschreitende Behauptung konnte nicht ausbleiben. Aber nun ging man wieder nach der andern Richtung zu weit. An Stelle der frühern Agyptomanie trat eine förmliche Agyptophobie. Das Volk der alten Griechen sollte nun einer Treibhauspflanze gleichen, über die der Gärtner ein Glasgefäß stürzt, um sie vor allen schädlichen Berührungen, vor jedem kalten Windhauch zu schützen. Die Geschichte kennt derartige Treibhauspflanzen nicht; das einzige Volk, das, durch die Lage seines Landes begünstigt, sich gewaltsam vom Auslande abzuschließen versucht hat, das chinesische, ist nicht zur Vollkommenheit gediehen, sondern bis zur Verkrüppelung ausgewachsen. Und Griechenland ist nicht durch Wüsten und unübersteigliche Gebirge von den Nachbarländern geschieden, sondern rings von einem Meere umflutet, das zur Ausfahrt wie zur Einfahrt ladet. Trotzdem hat man sich lange gesträubt, eine Beeinflussung der Griechen durch die damals viel höher entwickelten Oststaaten zuzugeben. Die bekannnten Erzählungen von einer mächtigen Seeherrschaft des Königs Minos von Kreta, der vor Zeiten den ganzen Archipel unter seinen Willen gezwungen haben soll, die Berichte über die Herkunft des „Phöniziers“ Kadmos, der Aufenthalt des Danaos in Agypten, die Kunstthätigkeit der kleinasiatischen Kyklopen, die dem Pelops aus ihrer Heimat gefolgt sein sollen, um ihm die feste Königsburg Mykenä zu bauen — alles das galt als späte Fabel ohne jeden geschichtlichen Hintergrund. Und als man angesichts der zahlreichen Basenfunde, die auf einen langen Verkehr zwischen dem alten Griechenland und den östlichen Völkern hinwiesen, sich endlich doch dazu entschließen mußte, die Beeinflussung Griechenlands durch den Osten anzuerkennen, so glaubte man wenigstens dabei stehen bleiben zu müssen: Kleinasien, Phönizien, Mesopotamien können auf Griechenland eingewirkt haben, aber niemals in so früher Zeit Agypten. Das Nilthal wurde von dem Verkehr auf dem Mittelmeere völlig abgeschlossen, gleich als wenn der Nil nicht in sieben Mündungen ins Meer hinausströmte, sondern im Fruchtboden des Deltas versiegle!

Erst in den letzten Jahren beginnt man auch über die Verbindungen des alten Griechenlands mit Agypten wieder anders zu urteilen. Man giebt zu, daß zwischen den beiden Ländern schon in sehr früher Zeit ein gewisser Verkehr bestanden haben muß; nur über die Wege, die er eingeschlagen hat, und über das mehr oder weniger ist man noch nicht einig. Das Verdienst, diese Ummwälzung in der Altertumswissenschaft vorbereitet zu haben, gebührt unstreitig

Schliemann und seinen Ausgrabungen. Mit lautem Spott und kaum verhehltem Mißtrauen sind anfangs Schliemanns Berichte über seine Funde, den „Schatz des Priamos“ und das „Grab des Agamemnon“ ausgenommen worden, und nicht ohne Grund hat man gegen den unermüdlichen Forscher die Vorwürfe eines allzu rücksichtslosen Grabens, einer zu geringen Aufmerksamkeit auf die nähern Fundumstände erhoben. Seitdem sind mehr als zehn Jahre vergangen. Schliemann selbst hat jene Ansichten jetzt zurückgenommen, die er früher in Übereilung, in leicht begreiflicher Überraschung und Aufregung über die reichen Ergebnisse seiner Ausgrabungen ausgesprochen hat. Und was zur Zeit der Auffindung noch durchaus neu und fremdartig, ja vielfach geradezu ungriechisch und barbarisch erscheinen mußte, das hat sich unterdessen mit neuern Funden zusammenordnen lassen, und schon glaubt man die verbindenden Fäden zu sehen, die von Mykenä aus in die homerische und geschichtliche Zeit Griechenlands herabführen.

Bei der großen Bedeutung, die Schliemanns Ausgrabungen für die Geschichte nicht weniger wie für die Kunst- und Kulturgeschichte erlangt haben, kommt ein Buch zur rechten Zeit, das die Ergebnisse jener Grabungen in zusammenhängender, übersichtlicher und durch zahlreiche Abbildungen erläuterter Darstellung, vor allem aber in zuverlässiger Darstellung bespricht: Schliemanns Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orhomenos, Ithaka im Lichte der heutigen (!) Wissenschaft.“ Dargestellt von Dr. Carl Schuchhardt. Mit 2 Porträts [Schliemanns und seiner Gattin], 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1890). Der größere Teil der vorzüglichen Abbildungen ist den ebenfalls von F. A. Brockhaus verlegten Werken „Ithaka“ (1869), „Trojanische Altertümer“ (1874), „Mykenä“ (1877), „Slios“ (1880), „Orhomenos“ und „Reise in der Troas“ (1881), „Troja“ (1884) und „Tiryns“ (1885) entlehnt; zahlreiche Gegenstände aber werden hier zum erstenmal abgebildet nach Photographien oder Zeichnungen des Verfassers und anderer. Bei einem längern Aufenthalt in Griechenland und Vorderasien und im freundschaftlichen Verkehr mit Schliemann und den athe-nischen Gelehrten hat Schuchhardt Gelegenheit gehabt, das Wichtigste zu sehen und nachzuprüfen; abgesehen von einigen Flüchtigkeiten und Ungleichheiten — die schlimmste ist wohl Seite 15 verglichen mit Seite 343 — kann das Buch allen, die sich über die griechische Heldenzeit und die Verhältnisse, aus denen die homerischen Gedichte hervorgegangen sind, belehren wollen, warm empfohlen werden.

Ein Hinweis auf die oben erwähnte Siegesinschrift Rhamjes des Dritten wird bei Schuchhardt vermißt. Doch bietet sein Buch reichlichen Stoff zur Beantwortung dreier Fragen, nämlich 1. Waren die Küsten des Archipels, die „Inseln im großen Meere“ wirklich schon einmal in vorhomerischer Zeit durch gemeinsame Bildung verbunden? 2. Ist diese Bildung durch Ägypten beeinflusst

worden? 3. Sind diese Einflüsse mit der großen Inschrift in Medinet-Habu gleichzeitig?

Besonders an drei Orten hat Schliemanns Spaten mit Erfolg eingesezt, in Mykenä, Tiryns und Troja (Hissarlik). Diesen Herrscherstätten und den gleichalten Königsburgen auf der Akropolis von Athen und dem Inselchen Gulas im Kopaissee ist zunächst die geographische Lage gemeinsam. Sie liegen nicht unmittelbar am Gestade, sondern etwas landeinwärts, da, wo die letzten Hügel sich zur Strandebene senken; doch liegen sie auch nicht zu weit vom Meere entfernt, als daß nicht im Fall eines Angriffs von der Seeseite her die streitbare Mannschaft am Hasen hätte sein können, noch ehe die in Sicht gekommenen feindlichen Schiffe diesen erreicht hatten. Auch die Sage vom trojanischen Kriege verlegt die erste Schlacht und den Fall des Protefilaos nicht unter die Mauern der bedrohten Stadt, sondern ans Gestade. Gemeinsam ist diesen Königsburgen ferner die feste Umwallung aus unbehauenen, gewaltigen Steinblöcken. Nur Troja bildet hiervon eine Ausnahme; seine Mauern sind durch kleinere Steine weniger kunstvoll aufgeführt. Die übrigen Funde lehren uns, daß die sagenberühmte Stadt des Priamos überhaupt nur bis zu einem gewissen Zeitpunkt mit den Herrscherstätten Griechenlands gleichen Schritt gehalten hat. Die Anlage des Palastes, die frühesten Schmucksachen, die ältesten Vasenscherben sind zwar dieselben hier wie dort; aber in Mykenä, Tiryns und Orchomenos sind außerdem noch zahlreiche Reste einer vorgeschrittenen Bildung erhalten, die in Troja völlig fehlen, vor allem die bewundernswerten Kuppelgräber (die sogenannten Schatzhäuser des Atreus und Minyas), goldne Schmucksachen von eigentümlicher Schönheit und Gegenstände, die auf einen lebhaften Handel mit dem Osten und Ägypten hinweisen. Die Aschen- und Schuttmassen in den Trümmern von Hissarlik lassen auch gar keinen Zweifel darüber, wodurch die Entwicklung der Stadt jäh unterbrochen worden ist: die Königsburg von Troja ist durch Feuer zerstört worden.

Mykenä dagegen, die feste Burg des Atridengeschlechts, muß noch lange Zeit nach Trojas Fall geblüht haben, reich durch die Macht seiner Herrscher und durch Handel mit den Inseln des Archipels und fernern Ländern. Nicht nur die Verzierung der goldnen Schmucksachen mit Darstellungen von Muscheln und Sectieren weist daraufhin, wie vertraut den Bewohnern von Mykenä das Meer war; auch die weite Verbreitung der mykenäischen Gefäße zeugt dafür, daß zu jener Zeit im Ostbecken des Mittelmeeres ein lebhafter Handelsverkehr bestand. Die in ihren schönsten und häufigsten Beispielen in Mykenä gefundene Vasengattung ist außer dem Festlande von Griechenland auch auf den Inseln des Archipels, in Kleinasien und bei neuern Ausgrabungen sogar in Ägypten im Fayum zu Tage gekommen. Und wie wir hier in Ägypten Mykenäisches anzuerkennen haben, so finden wir anderseits unter den Trümmern von Mykenä zahlreiche Gegenstände, die aus Ägypten eingeführt worden sein

müssen. Das Straußenei, das im fünften Schachtgrabe lag, kann nur über Ägypten nach Griechenland gekommen sein. Unter den geschnittenen Steinen ferner ist ein echt ägyptischer Scarabäus mit dem hieroglyphisch geschriebenen Namen der ägyptischen Königin Tii. Dolchklingen von kostbarer, mit Gold und Silber in Bronze eingeleger Arbeit weisen uns ebenfalls von Mykenä nach dem Nilthale. Und Ornamente wie das schöne Reliefmuster der großen Kalksteinplatte aus dem orhomenischen Kuppelgrabe oder wie Wandmalereien aus Tiryns scheinen geradezu ägyptischen Vorlagen nachgebildet zu sein. Das Eigentümlichste endlich sind eine ganze Anzahl einfache, am untern Ende gefranste Schleifen aus Marmor, deren Bestimmung zunächst völlig rätselhaft ist; ähnliche Schleifen sehen wir nun auf ägyptischen Denkmälern in den Händen von Göttern, Königen und Priestern; sie scheinen in Ägypten zum gottesdienstlichen Gerät gehört zu haben, und wenn wir sie gleicherweise in Mykenä vorfinden, so dürfte dies auf eine Verbindung zwischen den beiden Ländern hindeuten, die über eine bloße Handelsverbindung noch hinausgegangen ist.

Doch beschränken wir uns auf das thatächlich Nachweisbare. In welche Zeiten führen uns die Schliemannschen Ausgrabungen? Die Königin Tii, deren Namen dem erwähnten Scarabäus eingegraben ist, ist wohl die Gattin König Amen Hoteps des Dritten, der gegen 1400 v. Chr. über Ägypten herrschte. Eine Schwertklinge mit Darstellungen in ganz derselben Auffassung und Ausführungsweise, wie die der mykenäischen Dolchklingen, ist in einem ägyptischen Grabe gefunden worden, das nach seinen Inschriften der Zeit des Königs Ahmes (etwa 1500 v. Chr.) angehört. Und bei den im Fayum gefundenen mykenäischen Vasenscherben lagen andre Gegenstände, die den Namen Amen Hoteps des Vierten und Rhamses des Zweiten tragen, also von Pharaonen, die im vierzehnten und dreizehnten Jahrhundert v. Chr. herrschten. Wir haben demnach einen doppelten Beweis dafür, daß die Blüte des alten Mykenä in eben jene Zeit anzusetzen ist, aus der uns die große Rhamsesinschrift von dem Einfälle der Nordvölker in Ägypten berichtet, und wir dürfen es nun wohl als sicher hinstellen, daß die in der Inschrift genannten Danaona wirklich einer jener Stämme gewesen sind, die noch bei Homer unter dem Namen der Danaer und Achäer zusammengefaßt werden.

Aber, könnte man fragen, wenn die Griechen bereits Jahrhunderte vor Homer nicht nur mit Kleinasien, auch mit Phönizien und Ägypten verkehrt haben, wie kommt es, daß sie im Beginne der geschichtlichen Zeit viel mehr abgeschlossen erscheinen? Die Antwort hierauf liegt gewissermaßen in einer neuen Frage: Wie ist es zu erklären, daß die ältesten griechischen Gräber von Gold förmlich strogen, während die viel zahlreicher erhaltenen jüngern Gräber durchweg arm an Edelmetall sind? Es war unterdes eine Umwälzung vor sich gegangen, die mit der sogenannten dorischen Wanderung (etwa 1100 v. Chr.)

zusammenhängt. Diese Völkerbewegung schüttelte die griechischen Stämme gewaltfam durch einander. Und wie bei der großen Völkerwanderung auf weiterem Gebiet, so war schon damals innerhalb engerer Grenzen die nächste Folge ein Rückschritt in der Bildung. Hochentwickelte Reiche wurden zertrümmert, weite Handelsverbindungen durchschnitten. Wie eine Sage klang die Kunde von der großen Vorzeit; wie Werke von Götterkraft und Riesenstärke erschienen einem schwächern Geschlechte die Mauern von Troja und Mykenä. Erst allmählich und in Jahrhunderte langer Arbeit erreichten die Nachkommen eine Bildung, die der untergegangenen ihrer Vorfahren wieder ebenbürtig war und sie schließlich weit übertreffen sollte.

In die Zeit, wo aus dem Alten neues Leben emporblühte, führen uns die homerischen Gedichte. Und vielleicht lassen sich noch bei Homer Beweise dafür finden, daß Ägypten selbst damals noch den Griechen, wenigstens den kleinasiatischen Griechen nicht fremd gewesen ist.

Es sei zum Schluß gestattet, einige Stellen, die bisher nicht genügend beachtet worden sind, hier zusammenzustellen. Das Land wird bereits bei Homer mit seinem spätern geschichtlichen Namen genannt: Agyptos, entstanden aus Hataptah, einem Beinamen von Memphis; in ähnlicher Weise nannten die Hebräer das Land Koph nach Kuptah, einem alten Beinamen derselben Stadt. Die jüngere Königsstadt Ägyptens, Theben (ägyptisch T=Upi), das schon in der Ilias als mächtigste Stadt erwähnt wird, erscheint in der Odyssee als der Herrscheritz. Das Nilland ist, wie im ganzen spätern Altertum, durch seine Heilmittel und Ärzte berühmt. Der Dichter des vierten Buches der Odyssee kennt auch bereits die kleine Insel Pharos vor der kanopischen Nilmündung. Noch besser unterrichtet über Ägypten zeigt sich der Dichter des vierzehnten Buches. Odysseus erzählt dem Eumaios seine angeblichen Abenteuer. Er sei von seiner Heimat Kreta aus mit neun wohlgerüsteten Schiffen zu einem Raubzug nach Ägypten gefahren. Bei günstigem Nordwind dauert die Fahrt fünf Tage; nicht die bekannten „sieben Tage und sieben Nächte“ sind die Abenteurer unterwegs, sondern fünf Tage: dies entspricht durchaus der wirklichen Entfernung und der bei längern Seefahrten durchschnittlichen Geschwindigkeit antiker Fahrzeuge. Auch der weitere Bericht ist eigentümlich genug. Der Raubzug mißglückt. Die Gelandeten werden überfallen, niedergemetzelt oder gefangen. Unter den Kriegsgefangenen will sich auch der Erzähler befunden haben. Der König nimmt sich seiner an. Sieben Jahre bleibt er in Ägypten, verkehrt dort auch mit einem Phönizier und wird reich. Mit dem Phönizier verläßt er endlich das Nilland, um über Phönizien in seine Heimat zurückzukehren.

Doch dies ist eine erdichtete Erzählung. In Wirklichkeit werden wohl die Ägypter ihre Kriegsgefangenen ganz anders behandelt haben. Auf den ägyptischen Denkmälern begegnen wir den gefangenen Schardana wieder, aber nicht

etwa als Fronarbeitern, sondern als einer ausgesuchten Truppe im Heere des Pharao; der Herrscher hat ihnen, deren Tapferkeit er in der Schlacht erprobt hat, seinen besondern Schutz anvertraut, wie die römischen Imperatoren sich unter ihrer germanischen Leibwache am sichersten fühlten. Und, was bemerkenswert ist, die Schardana haben auch in Agypten ihre fremdartige, unägyptische Rüstung beibehalten; sie tragen noch denselben enganliegenden Helm mit dem gleichen sonderbaren Helmschmuck, den wir bei den Kriegern der mykenäischen Gefäßscherben sehen.



Vorhang und Drama

Von K. Heinemann



en Kennern der Lessingschen Dramen ist die eigentümliche, ja befremdende Art seines Aktschlusses bekannt. „Das ist das Gemeinsame aller Lessingschen Aktschlüsse: er setzt mit ihnen bald deutlich, bald undeutlich ein neues Motiv ein, anstatt ein vorhandenes zum Austrag und Abschluß zu bringen; er eröffnet in ihnen leise eine neue Pforte, anstatt die alte sichtbar und hörbar abzuschließen, und oft läßt er uns ratlos zwischen Thür und Angel stehen. Einen eigentlichen Schluß bringen seine Akte fast nie.“ Diese Thatsache scharf und richtig hingestellt zu haben ist das Verdienst Vultzhaupts, sie zu erklären versucht der vorliegende Aufsatz. Deutlich zum Bewußtsein kommt uns die Eigenart des Lessingschen Aktschlusses durch einen Vergleich mit dem Schillers. Man halte den Schluß des ersten Aktes der Minna von Barnhelm gegen die Schlußzene des zweiten Aktes von Kabale und Liebe. Dort eine Episode von geringer Bedeutung für die Handlung, hier ein wichtiges Ereignis, die Ausführung des Planes, der die Vernichtung der Heldin bezweckt; dort ein Ablenken von dem eigentlichen Thema, ein absichtliches Abschwächen des Schlusses durch den Hinweis auf eine spätere Handlung, hier ein wirklicher, beabsichtigter Abschluß, ein Schluß, der die bisherige Handlung in unübertrefflicher Steigerung zur Höhe führt und nur durch die plötzliche, unerwartet eintretende Vereitelung des Planes auf den nächsten Akt hinweist; dort das Bemühen, die Personen um jeden Preis, sei der Grund auch noch so äußerlich, von der Bühne zu entfernen, hier ein Schluß bei voller Bühne, der das Bild in der Seele des Zuschauers einprägt und seine Phantasie noch lange beschäftigt. Lessing hätte eben so gut nach dem ersten Auftritt